

Article

## Natur und Kunst. Goethes Interesse am Jenenser Schelling

Beyer, Wilhelm Raimund

in: Goethe-Jahrbuch - 92 | Periodical

20 page(s) (9 - 28)

---

### Nutzungsbedingungen

DigiZeitschriften e.V. gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht kommerziellen Gebrauch bestimmt. Das Copyright bleibt bei den Herausgebern oder sonstigen Rechteinhabern. Als Nutzer sind Sie nicht dazu berechtigt, eine Lizenz zu übertragen, zu transferieren oder an Dritte weiter zu geben.

Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen:

Sie müssen auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten; und Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgend einer Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen; es sei denn, es liegt Ihnen eine schriftliche Genehmigung von DigiZeitschriften e.V. und vom Herausgeber oder sonstigen Rechteinhaber vor.

Mit dem Gebrauch von DigiZeitschriften e.V. und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use

DigiZeitschriften e.V. grants the non-exclusive, non-transferable, personal and restricted right of using this document. This document is intended for the personal, non-commercial use. The copyright belongs to the publisher or to other copyright holders. You do not have the right to transfer a licence or to give it to a third party.

Use does not represent a transfer of the copyright of this document, and the following restrictions apply:

You must abide by all notices of copyright or other legal protection for all copies taken from this document; and You may not change this document in any way, nor may you duplicate, exhibit, display, distribute or use this document for public or commercial reasons unless you have the written permission of DigiZeitschriften e.V. and the publisher or other copyright holders.

By using DigiZeitschriften e.V. and this document you agree to the conditions of use.

### Kontakt / Contact

DigiZeitschriften e.V.

Papendiek 14

37073 Goettingen

Email: [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

WILHELM RAIMUND BEYER

## *Natur und Kunst*

### *Goethes Interesse am Jenenser Schelling*

Es muß ein übermütiges und für damalige Verhältnisse hypermodernes Völklein mit viel Arroganz und Schaustellung der eigenen Person gewesen sein, das da zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Jena sich zusammenfand. Und der Übermütigste, ja sogar Fichte in seiner selbstbewußten Anmaßung noch Übertreffende war der blutjunge Schelling (bei seinem Eintreffen in Jena 1798 gerade 23<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre alt!). Zielsicher hatte er seine Berufung nach Jena betrieben, wo ihm Schwaben wie Schiller, Niethammer und Paulus gewogen waren. Ganz modern hatte er eine Berufungschance nach Tübingen, die sein Vater, doch wohl stark übertreibend, gewissermaßen auf Bestellung als aussichtsreich schilderte und durch Versendung von Belegexemplaren des Werkes „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ aufdringlich förderte, ins Feld geführt, um das eigentliche Ziel zu erreichen: Jena.

Bekannt ist, daß Goethe zunächst zögerte. Aber der geschickten Regie der Landsleute Schiller und Niethammer war es gelungen, am 28. Mai 1798 in Jena im Hause Schillers eine persönliche Begegnung zu arrangieren. Und schon am nächsten und übernächsten Tag machte Goethe laut Eintrag in seinem Tagebuch mit *Dr. Schelling optische Versuche*. Und gleich am 29. Mai 1798 schreibt er an Voigt – sein früheres Urteil über Schelling korrigierend und den Widerstand nun in Empfehlung umwandelnd –: *Wir waren beiderseits immer geneigt, den Doktor Schelling als Professor hierher zu ziehen; er ist gegenwärtig zum Besuche hier und hat mir in der Unterhaltung sehr wohl gefallen. Es ist ein sehr klarer, energischer und nach der neusten Mode organisierter Kopf; dabei habe ich keine Spur einer Sansculotten-Tournure an ihm bemerken können, vielmehr scheint er in jedem Sinne mäßig und gebildet*. Von da an betrieb Goethe die Heranziehung Schellings an die Jenenser Universität lebhaft, auch bei den anderen Höfen und mit Erfolg. Dies alles ist mehrfach zusammenhängend untersucht und dargestellt worden, zum letzten Male und wohl am umfassendsten von Horst Fuhrmans in seinen zwei bisher erschienenen Bänden der „Briefe und Dokumente zu Schelling“.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Verlag H. Bouvier, Bonn. I. Band 1962, 2. Band 1973.

Wir wissen aber auch, daß Karl August mit dem „Jenenser Treiben“ nicht so ganz einverstanden war. Auch nicht mit Goethes Hochschulpolitik. Er schrieb: *Über Goethen habe ich wohl zehnmal mich halb zuschanden geärgert, der ordentlich kindisch über das alberne kritische Wesen ist*; und als Kritik an diesen Jenenser Professoren: *denn mit aller ihrer Unendlichkeit ist es eine sehr eingeschränkte, an ihrem Platz und Einnahme hangende Rasse*.<sup>2</sup> Goethe aber regte *Serenissimi Strafrede*, die er dann im Falle der Fichte-Verwicklung zu Gehör bekam, nicht allzusehr auf. Er meinte, man solle in dieser Sache *gelassen* sein. Doch viel später, 1816, blockierte er den Wunsch Schellings, erneut nach Jena berufen zu werden. Er fürchtete, daß eine solche „Wiederholung“ vielleicht zu einseitig und in Erinnerung an die Zeit der ersten Tätigkeit Schellings in Jena etwas zu pro-romantisch ausgelegt werden könnte. 1830 jedoch begrüßte er voll die überaus reaktionäre Rede Schellings an die Münchner Studentenschaft zur Wiederherstellung von königlich-baierischer Ruhe und Ordnung, wobei wir allerdings bedenken müssen, daß Goethe hier bereits sehr alt und keineswegs politisch auf dem laufenden war.<sup>3</sup> Hier wie bei anderen Gelegenheiten hatte er übrigens immer das Redetalent Schellings, seine rasche Auffassungsgabe und die gewandte Form der Mitteilung vermerkt.

Doch lassen wir diese äußeren, allerdings interessanten und wichtigen Daten aus unserer Betrachtung heute ausgeklammert. Fragen wir, was es denn war, was Goethe zu dem jungen, burschikanten Schelling hinzog und ihm sein Wohlwollen schenkte, das sich sogar bei der Scheidungsaffäre der Caroline Schlegel für Schelling äußerst günstig auswirkte.<sup>4</sup> Daß der Grund dieser Hinneigung Goethes in

<sup>2</sup> Siehe Hans Tümmeler, Reformbemühungen Goethes um die Universität Jena, in: Goethe-Jahrbuch 89, 1972, S. 134 ff., hier S. 145 ff.

<sup>3</sup> Eckermann zum 21. 2. 1831: *Goethe lobte sehr die neueste Rede von Schelling, womit dieser die Münchener Studenten berubigt. „Die Rede“, sagte er, „ist durch und durch gut, und man freuet sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in diesem Falle ein trefflicher Gegenstand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichste gelungen ist. Könnte man von dem Gegenstande und Zweck seiner Kabirenschrift dasselbige sagen, so würden wir ihn auch da rühmen müssen, denn seine rhetorischen Talente und Künste hat er auch da bewiesen.“* Noch vor dem 1. Weltkrieg hörte ich in Erlangen von alten Einwohnern, deren Väter wohl bei Schelling studiert hatten, daß Schelling ein „glänzender Kanzelredner“ war und sich einer „pastoralen Deklamierweise“ erfreute. Schelling war ja auch, was fast unbekannt geblieben ist, in Erlangen jahrelang Vorstand des (protestantischen) Bibelvereins. Damit soll nichts Abwertendes gesagt sein. Aber Schelling darf einfach nicht ohne diesen lebhaften pastoralen Zug in seinem Wesen und in seiner Philosophie gedeutet werden.

<sup>4</sup> Man muß sich heute wundern, mit welcher Anteilnahme und welch gewichtigen Ratschlägen Goethe die Scheidungssorgen Schellings und seiner Caroline begleitete. Hierzu siehe: Karl-Heinz Hahn, Zwei ungedruckte Briefe Goethes an Schelling, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft NF 19, 1957, S. 219 ff., und Paul Raabe, Zwölf Goethe-Briefe, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft NF 20, 1958, S. 233 ff., hier S. 248. Der Meinung Hahns, daß sich Goethe von

den beiden gemeinsamen Themen Natur und Kunst lag, begründet noch nicht den tieferen Gehalt des Vorgangs. Wir müssen inhaltlich fragen und ansetzen. Da ist zunächst – fast als Generalnenner des Beziehungsverhältnisses im Denkbereich, mindestens aber als These einführbar – das gemeinsame Konstruieren eines „Ur“, eines Urgrundes, eines Urgeschehens, einer Urfahrung zu werten. Nicht nur als Abstammungszeugnis, vor allem als Qualifikationsmal eines Allumfassenden läßt sich im romantischen Denkhabitus aus dem Ur-Verhältnis die Einzelbeziehung mystisch und rhetorisch gefärbt ableiten. „Ur“, als Präposition eines Hauptwortes eingebracht, stellt sich als Verhältnisbeziehung meist im Range einer Fiktion zum Substantiv. Bei Goethe gilt das Suchen einem *Urbänomen*, einem *Urgrund* aller Erscheinungen und auch allen Wissens und der Wissensbereiche. Bei Schelling macht sich solches Streben auf jeder Stufe seiner Systematisierungsarbeit ebenfalls bemerkbar.

Goethe schätzte die *Urkraft der Natur*.<sup>5</sup> Seine Farbenlehre fußte auf ihr. Und *Schellings Neigung* zu dieser Arbeit hatte ihn *nicht wenig gefördert*, wie er am 1. 1. 1800 an A. W. Schlegel schrieb.<sup>6</sup> Schelling hatte Goethe gegenüber betont, daß *dieses große und allgemeine Phänomen der Natur ins Reine gebracht* werden sollte. Seine eigenen Arbeiten würden darunter sonst leiden. Er erhoffte sich ein *allgemeines Schema für die gleiche oder ähnliche Behandlung aller anderen Naturphänomene*, wie er am 6. 1. 1800 an Goethe schrieb.<sup>7</sup> Gleichzeitig spielt er mit einem Plan: *Ein anderes Objekt, was fast allen Untersuchungen im Wege liegt, und bis jetzt fast für ganz intractabel gehalten wird, ist eine wahre und eigentliche Theorie der Erde, die vielleicht eben da aufhören sollte, wo die jetzige Geschichte der Erde anfängt*. Goethe hatte damals einen anderen

---

Schelling und den Jenensern 1802/1803 langsam distanzierte, möchte ich nicht voll beitreten. Richtig ist aber, daß Goethe seine Mithilfe beim Scheidungsprozeß äußerst „geheim“ betrieb und fast unwillig vollzog. Er fühlte sich irgendwie zu diesem Dienste verpflichtet, tat es aber ganz verschwiegen. Genauso lehnte Goethe von vornherein jegliche Anteilnahme am späteren Zeitungsskandal wegen der angeblichen Kurpfuschereien Schellings in Bad Bocklet an der kranken Tochter der Caroline ab. Schelling wagte es hier nicht einmal, weil wertlos, Goethe einzuschalten, wie er Caroline gegenüber bemerkte. Auch Schlegel gegenüber jammerte Schelling, daß in dieser Sache *mit Goethe wenig anzufangen* sei. Goethe setzte sein *persönliches Gewicht* nicht ein. Siehe Schellings Brief an A. W. Schlegel v. 3. 9. 1802 in Horst Fuhrmans Schelling. Briefe und Dokumente, Bd. II, Bonn 1973, S. 429. Goethe hatte später in der Scheidungsangelegenheit (am 22. 2. 1803) an Schelling wichtige Ratschläge gegeben und das Biedermeierwort *immer bleibt es ein fatales Gefühl, sich in diesen Händen [der Herren Advokaten] zu wissen* tröstend gesprochen. Siehe auch Fuhrmans, Bd. II, S. 493.

<sup>5</sup> Siehe Dieter Bassermann, Goethe als Naturforscher, Berlin 1947; z. B. S. 9, Goethe an den Kanzler von Müller: *Ich verfiel längst auf jenen einfachen Urtypus, kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend: hinter jedem steht die höhere Idee.*

<sup>6</sup> Goethe an A. W. Schlegel, abgedruckt bei Fuhrmans, Bd. II, S. 215, Fußnote 1.

<sup>7</sup> Fuhrmans, Bd. II, S. 215.

Rückgriff auf einen „Ur“-Zustand vor: er forschte nach einer *Ur-Pflanze*.<sup>8</sup> Und am 16. 4. 1800 bittet Schelling, Goethe möge ihm einige seiner *naturhistorischen Merkwürdigkeiten* mitteilen.<sup>9</sup> Als dann Schelling auf ein halbes Jahr nach Bamberg ging, ließ er Goethe das neu erschienene Buch „System des transzendentalen Idealismus“ zurück. Goethe vermutete Übereinstimmungen zu finden. Er glaubte *in dieser Vorstellungsart sehr viel Vorteile für denjenigen zu entdecken, dessen Neigung es ist, die Kunst auszuüben und die Natur zu betrachten*.<sup>10</sup> Das mag für den Autor wie für den Leser gemünzt gewesen sein: Natur und Kunst.

Trotz aller *Neigung*<sup>11</sup> Goethes blieben aber die Erlebnisse mit Schelling und der enge persönliche Umgang mit ihm während dessen Jenenser Zeit nur in eigenwilliger Einschätzung als eine gewisse „Mithilfe“ in Erinnerung. Schelling vermittelte Denkanstöße in den beiden gemeinsamen Themenbereichen. Zu einer echten Freundschaft kam es nicht. Der *Urfreund* blieb Knebel. Der gedankensprühende Jenenser Schelling erscheint Goethe nur als Zeit-, ja als Zeitgeistbegleiter für eine kurze Wegstrecke, an die später anzuknüpfen für ihn ein „olim meminisse juvabit“ blieb. Und gerade den *Zeitgeist* denunzierte er ja selbst *zu der Herren eigenen Geist*.

Stolz war Goethe jedoch, als er später feststellen konnte, daß er sich mit seinen Forschungen *gegen* den eigentlichen Zeitgeist gestemmt hatte, gewissermaßen fortschrittlich. Und dies konnte und sollte auch auf Schelling zurückstrahlen. In den „Materialien zur Farbenlehre“ hält Goethe fest: *Man hielt von seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade des Pöbels, die Naturwissenschaften und besonders das Experimentieren auf mancherlei Weise für schädlich, schädlich der Schullehre, der Erziehung, der Religion, dem praktischen Leben, und was dergleichen Beschränktheiten mehr waren*.<sup>12</sup> Auch Schelling hatte den gleichen Vorwurf, und zwar aus der „Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung“ zu hören bekommen.<sup>13</sup> Goethe kam jedoch damals der *Beistand* des „Jenaer

<sup>8</sup> Bassermann, a. a. O., S. 15. „Goethe wollte *die Anschauung noch auf eine höhere Weise* erleben als Sammlung unter *einem* Begriff: eine *übersinnliche Urpflanze* wird gefordert.“

<sup>9</sup> Fuhrmans, Bd. II, S. 220.

<sup>10</sup> Fuhrmans, Bd. II, S. 221.

<sup>11</sup> So Ludwig Geiger im Vorwort zur Vollständigen Ausgabe von Goethes Werken, Leipzig: Max Hesse-Verlag 1901, Bd. I, S. 181. Schelling hielt im Briefe v. 28. 12. 1802 (Fuhrmans, Bd. I, S. 476) Goethes *Gewogenheit* ihm gegenüber fest. Schließlich hatte ja auch Goethe selbst in seinen Tagebüchern unter dem 2. 10. 1799 vermerkt, daß er 33 Seiten des Entwurfs von Schellings Einleitung zu dessen Entwurf einer Naturphilosophie mit dem Autor *zusammen durchgegangen* habe.

<sup>12</sup> Geiger, a. a. O., Bd. 44, S. 15.

<sup>13</sup> An Hegel schrieb Schelling am 31. August 1803 (abgedruckt in: Briefe von und an Hegel, Hamburg 1952–54, Bd. I, S. 75 f.) seinen Unmut über die Behandlung in der *Oberdeutschen Ungesalznen*. Diese hatte auch Hegel angegriffen und von einem *Ballen Schelling/Hegel* dabei gesprochen. Hinsichtlich gewisser jugendlicher Unbekümmertheiten Schellings mag aber diese

Kreises“ und der (damals!) progressiven Jugend nicht unpassend. Später hielt er fest: *Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beistand leisteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling; hingegen keinen Physiker.*<sup>14</sup> Naturphilosophie beschäftigte ihn so stark, daß er die Gespräche mit Schelling bei seiner Erkrankung Anfang 1801 in den Fieberphantasien fortsetzte, wie Caroline Schlegel an ihren Mann am 27. 2. 1801 als Äußerung Schillers berichtete.<sup>15</sup>

Nun hat aber Goethe die Entwicklung und Fundierung seiner philosophischen Anschauungen in dem Abschnitt „Einwirkung der neuern Philosophie“ selbst aufgezeichnet<sup>16</sup> und dabei den grundlegenden Einfluß Kants wie aber auch die Zusammengehörigkeit von Natur und Kunst für seine Weltsicht festgehalten. Während die Kritik der reinen Vernunft keine Spuren bei ihm hinterließ, kommt die Kantsche „Kritik der Urteilskraft“ folgenreich in den Blick. Goethes Selbstbekenntnis geht von dieser bis zu Schelling – der Bogen des Deutschen Idealismus spannt sich auch hier zum überwölbenden Allgemeinen. Auszugsweise zitieren wir: *Nun aber kam die Kritik der Urteilskraft mir zu hande, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urteilskraft erleuchteten sich wechselweise.*

*Wenn auch meine Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffens, Tun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was n e b e n einander stand, wohl f ü r einander, aber nicht absichtlich w e g e n einander.*

*Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen . . .*

---

Kritik der Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung doch treffend gewesen sein. Das rhetorisch-aufdringliche Talent, das ja viele Zeitgenossen an Schelling rügten, wird auch hier Zielscheibe des Spottes. Siehe Hegel in Österreich, in: Hegel-Jahrbuch 1961, Bd. I, S. 90.

<sup>14</sup> WA II 4, S. 301.

<sup>15</sup> Siehe Fuhrmans, Bd. II, S. 312, Fußnote 2.

<sup>16</sup> WA II 11, S. 50–53.

[Schiller] predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Überzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmut und Würde so verhaßt gemacht hatten. . . .

Weitere Fortschritte verdank' ich besonders Niethammern, der mit freundlichster Beharrlichkeit mir die Haupträtsel zu entsiegeln, die einzelnen Begriffe und Ausdrücke zu entwickeln und zu erklären trachtete. Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellings, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein, wenn mir gegönnt wäre, jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

Immer wieder: Natur und Kunst. Und dazu der Denkansatz von einem Zustand vor dem Denken dieser Themenbereiche aus, eben von einer Ur-Erscheinung. Diese Vorliebe für Wortqualifikationen vermittelt eines Rückschlusses auf ein „Ur“ lag romantischer Sprechweise wohl nahe, sie sucht aber bei Goethe wie bei Schelling nicht nur das zeitliche, sondern gerade das inhaltliche Moment von späterer Erfahrung her – wie Schelling im Alter sagte a posteriori – denkgesetzlich herauszuarbeiten. Ur-Charakterisierungen materiell faßbarer Konstrukte verleiten zum Fabulieren, zum Einbruch der rhetorischen Betonung in die gedankliche Beweisführung. Goethe konnte dies dichterisch abfangen, Schelling erlag dieser Gefahr. Auf alle Fälle erspart der Rückgang zum „Ur“-Zustand (bedenken wir: Engels vollzog diesen Schritt in der Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ nüchtern durch den Hinweis auf die „Vorgeschichte“) für jegliche geschichtliche Darstellung die ansonsten bestehende Pflicht, sich den ökonomisch zu verantwortenden Zu- und Mißständen zu widmen. Goethe, der bei Einteilung der *Geistes-Epochen* von einer *Urzeit der Welt* sprach<sup>17</sup> und „Urworte. Orphisch“ erläuterte<sup>18</sup>, stellt seine thematische wie methodologische Rückbindung in Beziehung zu seinem Suchen nach einem *Grundwahren*.<sup>19</sup> Bei der Besprechung von d'Alemberts Einleitung in die französische Enzyklopädie (Schriften zur Literatur. Naturphilosophie) bekennt er solches Streben als für Naturbetrachtung wie für Kunst gültig, ja geradezu – nun schellingisch gesprochen – als beider Prinzip. Er sagt hierzu: *Also kommt wie bei der künstlerischen, so bei der naturwissenschaftlichen, auch bei der mathematischen Behandlung alles an auf das Grundwahr, dessen Entwicklung*

<sup>17</sup> WA I 41, 1, S. 128.

<sup>18</sup> WA I 3, S. 95 f.

<sup>19</sup> Geiger, a. a. O., Bd. 4, S. 223.

sich nicht so leicht in der Spekulation als in der Praxis zeigt. Auch hier wiederum: Natur und Kunst. Auch Schelling wollte sein ganzes weltanschauliches System mit diesen Hauptthemen aufbauen und an ihnen bewähren. Und bei beiden Denkern tritt die aufgezeigte Theorie-Praxis-Verbindung nicht in materialistisch faßbarer Kraft (als Dialektik), sondern rein epistemologisch und empirisch auf, von Schelling bald (nach Jena) in *potentia et actus* gegliedert und bis zur Annahme einer Welterschöpfung gesteigert.

Goethe nahm die Naturbetrachtung gleichzeitig als Heilmittel gegen Überspitzungen und Entgleisungen der Wissenschaft, die er ansprechen zu müssen glaubte. Die Auseinandersetzung mit Hegel über dessen Dialektik am 18. Oktober 1827<sup>20</sup> mündet fast schellingisch konzipiert in ein *Studium der Natur* ein. *Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu tun.* Das alles paßt zum Suchprogramm eines Urphänomens. Dieses mag dahin definiert werden, daß es als Grunderscheinung, innerhalb deren das Mannigfaltige anzuschauen ist, zum Denkprinzip erhoben werden kann. Solche etwas formale Bestimmung kann für Goethes wie für Schellings Denken herangezogen werden. Für letzteren aber nicht so, als wenn das Mannigfaltige aus der Einheit herausgehen würde, sondern als bereits in der Einheit des Urphänomens enthalten. Gerade die Mannigfaltigkeit als *potentia* bildet diese Einheit des Urphänomens. Wie alle Urformen kann auch Goethes *Urphänomen* eine gewisse Verwandtschaft zur platonischen Idee nicht verleugnen. Doch Goethe gab diese Nähe nur zusätzlich, als nachträglichen Beweis für die Richtigkeit seines Denkens zu. Er wollte sein Urphänomen nicht speziell ideell und gar nicht wissenschaftlich-systematisch verankert wissen. Immer neigte er zur Empirie. Auch ein rein symbolischer Aspekt diente ihm nicht als Lösung. Nüchtern sah er – „physikalisch“ – solche Grundgestalt des Urphänomens, die Mannigfaltigkeit nicht in einer gedachten Einheit, sondern aus einer realen Einheit (dem Licht) entsprungen. Die Relation des Urphänomens zu den Phänomenen dokumentiert sich als Eigenständigkeit, eben als das Ur-Verhältnis, also nicht kausal verankert, nicht ontisch eingegrenzt und ontologisch faßbar, sondern *sui generis*. Diese Sonder-Beziehung resultiert nach Goethe aus der Natur selbst und stellt sich als geistiges Erlebnis der Naturbetrachtung, der Naturbeobachtung, eines *Beschauens* der Natur. Eduard Houdremont hat in seiner Arbeit „Über das Urphänomen. Gedanken zur naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise Goethes und der Physiker“<sup>21</sup> den Begriff des „Urphänomens“ als „zwei grundverschiedene, jeweils

---

<sup>20</sup> Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Goethe*, Leipzig 1913, S. 624.

<sup>21</sup> Vortrag, gehalten am 3. März 1945 (also nur einige Tage vor der Besetzung des Vortragsortes [Essen] durch die amerikanischen Truppen!!) in der Ortsvereinigung Essen der Goethe-Gesellschaft zu Weimar, gedruckt im Verlag dieser Ortsvereinigung 1945.

am entgegengesetzten Ende der naturwissenschaftlichen Betrachtung stehende Begriffe gedeutet“, und zwar „1. Das Urphänomen als eine in ihrer Gesamtheit von den menschlichen Sinnen ursprünglich als Einheit empfundene Erscheinung oder 2. als die einer oder mehrerer Erscheinungen zugrundeliegende, letzterkennbare ‚Ur-Sache‘.“<sup>22</sup> Gleichzeitig erinnerte er aber an Goethes Wort *Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre*.

Goethe hatte ja denn auch den Rückgriff auf ein *Urphänomen* nie als Systemdeutung gewertet. Im Zuge des Farbenstreites mit Newton mußte er in seiner Ganzheitsbetrachtung eine zentrale Kategorie einbringen, die gerade nicht wissenschafts-systematisch, sondern durch Anschauung (nicht die intellektuale Anschauung der Jenenser Philosophie!) sich begründen ließ. Houdremont meint sogar, „Goethes Gesamteinstellung zur Wissenschaft sei durch eine intuitive Naivität gekennzeichnet“.<sup>23</sup> Dem dürfte der Briefwechsel mit Schelling aber widersprechen. Wenn auch Goethe sein Urphänomen mehr aus der Empfindungswelt denn aus einer geistigen Einstellung heraus begründete, fand er die Forschungen der systematisch arbeitenden Jenenser Philosophen geradezu als *Beihilfe*, wenn auch meist nur als *Bestätigung*. Gelegentlich schimpfte er ja auch auf die *grilligen Theoretiker*, und der *nüchterne Verstandesmensch* war ihm *Feind*. Alles Gedanken, die sich durchaus in seine Beurteilung der widerstreitenden Philosophien Hegels und Schellings einbringen lassen. Und doch hatte auch Hegel eine, eben systematisch und noëtisch ausgebaute Verbeugung – wohl mehr aus Courtoisie – gegenüber dem Urphänomen gemacht.<sup>24</sup>

---

<sup>22</sup> a. a. O., S. 8. Eine vollkommen andere Bestimmung von „Urphänomen“ gibt der junge Herbert Marcuse in: Hegels Ontologie und die Grundlegung einer Theorie der Geschichtlichkeit, Frankfurt/M. 1932, S. 213, wo er für Hegels „Logik“ ausführt: „Die ‚Beziehung‘ der Dinge auf das Denken, die ‚Angewiesenheit‘ der Objektivität auf die Subjektivität und umgekehrt, ist ein im Sein des Seienden selbst liegendes Urphänomen.“ Diese Stelle wird von Achim Hager (Subjektivität und Sein, München 1974, S. 32 f.) falsch zitiert und durch Einfügung des Wortes „Einheit“ zum Zwecke einer „Durchsicht auf Sein“ über-ontologisiert. Aber gerade dieser Versuch einer Ontologisierung des „Ur-Phänomens“ zeigt die Neo-Romantik, die im Begriff steckt, deutlich auf.

<sup>23</sup> a. a. O., S. 16, 21, 25, 27 und 28.

<sup>24</sup> Vorsichtig sagt er in der „Naturphilosophie“: *Das Weitere ist die Verwirklichung des Urphänomens mit einer ganzen Menge von Bedingungen; fängt man bei solchem Letzten an, so ist es schwer, das Wesen zu erkennen*. Siehe Jubiläumsausgabe von Glockner, Stuttgart 1965, Bd. 9, S. 343. Schon 1841 hatte Michelet als Herausgeber-Bemerkung zur Freundesvereinsausgabe (S. VII) ähnliche wie die hier vertretenen Gedanken zu dem Unterschied zwischen Goethes und Hegels „Urphänomen“ herausgearbeitet. Goethe schritt zu aus der unmittelbaren Erfahrung angeschauten „Ideen“ vor; Hegel ging auf dem Wege des sich selbst bewegenden und dialektisch fortschreitenden Gedankens vor und gewinnt aus der logischen Idee und nicht aus der Empirie den Inhalt des Gedankenkonstrukts. Man darf aber keinesfalls Goethes bekannte Bemerkung an Hegel – *Dem Absoluten empfiehlt sich höchstens zu freundlicher Aufnahme das*

Hingegen kann für Schelling im Systemaufbau seines Denkens die naturwissenschaftliche Seite des Urphänomens der „physikalischen“ gleichgesetzt werden, wie dies auch Goethe tat.<sup>25</sup> In der 1799 von Schelling geschriebenen „Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie oder über den Begriff der spekulativen Physik und die innere Organisation eines Systems dieser Wissenschaft“ hält er fest, daß die *Physik* mit der Naturphilosophie eine *auf gleichem Standpunkt stehende Wissenschaft* ist.<sup>26</sup> Und neben dieser Naturphilosophie rangiert beim Jenenser Schelling ständig die Kunstphilosophie. Goethes Ganzheitsbetrachtung vermittelte ähnliche Gedanken dieser Parallelität.<sup>27</sup> Schelling sah dies jedoch als *denkerische Aufgabe* des Philosophen, *die Kunst sogar bis zu der geheimen Urquelle und in die erste Werkstätte ihrer Hervorbringungen selbst* zu verfolgen.<sup>28</sup> Schon frühzeitig hatte er deutlich diese Öffnung der Philosophie für die Themen Kunst und Natur vollzogen. Möglicherweise war es der Einfluß Hölderlins, daß diese Polsetzung Kunst–Natur im philosophischen System systematisch erfolgte. Das war in dem als „Ältestes Systemprogramm des Deutschen Idealismus“ bezeichneten Papier erfolgt.<sup>29</sup> Dieser Text war bislang ständig und allgemein Schelling zugeschrieben worden. Neuerdings will Otto Pöggeler ihn für Hegel retten.<sup>30</sup> Es ist aber nach dem heutigen Stand

---

*Urphänomen* – bei der Widmung des böhmischen Glases etwa als totale Übereinstimmung zwischen diesen beiden „terms“ und der Lehre, aus der sie entsprossen, annehmen. Das belegt schon Hegels gewisse Distanz, die er mit gewohntem schwäbischem Charme von Zynismus im Dankbrief vom 2. 8. 1821 (Briefausgabe, Hamburg 1953, Bd. II, S. 275) geltend machte. Wichtig hierzu sind aber auch die Ausführungen des Urenkels Hegels, Hermann Lommel (Das Goethe-Hegel-Glas, in: Hegel-Jahrbuch, Meisenheim am Glan 1966, S. 49 ff.).

<sup>25</sup> Siehe Geiger, a. a. O., Bd. 29, S. 47, 50, 51, für die gleiche Einschätzung Goethes. Goethe: *Schelling . . . besprach gern mancherlei Physikalisches*.

<sup>26</sup> Schellings Werke, zitiert nach Manfred Schröter, München 1927, Bd. II, S. 273.

<sup>27</sup> Hierzu Houdremont, a. a. O., S. 24.

<sup>28</sup> Schelling-Ausgabe von Schröter, Bd. III, S. 371.

<sup>29</sup> Abdruck in der Werkausgabe Hegels des Suhrkamp-Verlages, Frankfurt am Main 1971, Bd. I, S. 324. Diese Ausgabe gibt selbst zu, daß sie unkritisch zitiere. Auf S. 628 desselben Bandes, von den Benützern meist überlesen, weist sie aber doch auf Bedenken der Zuordnung dieses Textes an Hegel hin. Keine einzige andere wissenschaftliche Hegel-Ausgabe hatte diesen bisher für Hegel beansprucht. Meist wird Schelling, hie und da auch Hölderlin oder das damalige Dreigespann Schelling-Hölderlin-Hegel für den Inhalt verantwortlich gemacht.

<sup>30</sup> In: Hegel-Studien, Bonn 1969, Beiheft 4, S. 17 ff. Die Angaben in der Fußnote der Werkausgabe stimmen nicht einmal nach Jahres- und Seitenangabe! Die Zuschreibung des Textes an Hegel und die damit verbundene Schelling-Amputation ist nur aus bundesrepublikanischer Sicht zu verstehen. Pöggeler gibt dies mittelbar selbst zu. S. 30 ärgert ihn die zeitgemäße politische Ausdeutung Hegels, S. 32 bringt er eine spitze Bemerkung gegen die älteste und größte Hegel-Forschungs-Gesellschaft, die Internationale Hegel-Gesellschaft. Heute hat Fuhrmans (a. a. O., Bd. II, S. 523 ff.) genügend textkritisch untermauert und wissenschafts-geschichtlich belegt diese Fehl-These Pöggelers widerlegt.

der Wissenschaft unbedingt daran festzuhalten, daß nur Schelling der Autor der Gedanken sein kann.<sup>31</sup>

Für unsere Betrachtung gilt es hierbei festzuhalten, daß der zweite Absatz des Textes im Schellingschen wie im Goetheschen Themenbereich steht. Es heißt hier im „Ältesten Systemprogramm“ wörtlich: *So, wenn die Philosophie die Ideen, die Erfahrung, die Data angibt,<sup>32</sup> können wir endlich die Physik im Großen bekommen<sup>33</sup>, die ich von späteren Zeitaltern erwarte. Es scheint nicht, daß die jetzige Physik einen schöpferischen Geist, wie der unsrige ist oder sein soll, befriedigen könnte.*<sup>34</sup> Der ganze Satz könnte auch von Goethe stammen, da er noch nicht die „Beihilfe“ der von ihm später namentlich erwähnten Wissenschaftler zu seinen naturwissenschaftlichen Erfahrungen bekommen hatte. Wie Goethe, so war dem Jenenser Schelling „Physik“ das Arbeitsfeld. Und auf diesem trafen sich dann die beiden. Schelling schrieb 1797 die „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ und wiederholte sie ergänzt 1803 unter dem Titel „Ideen zu einer Philosophie der Natur als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft“.<sup>35</sup> Er bekennt in der Vorrede der 2. Auflage, daß in der Zwischenzeit *einige treffliche Köpfe* diese Wissenschaft bereichert hätten. Der naturwissenschaftliche Gedanke des „Ältesten Systemprogramms“ findet sich in der „Einleitung“ zu beiden Auflagen verdeutlicht: *eine Philosophie der Natur solle die Möglichkeit einer Natur, d. b. der gesamten Erfahrungswelt aus Prinzipien ableiten.*<sup>36</sup>

In der 1800 in der „Zeitschrift für spekulative Physik“ vom Herausgeber Schelling selbst veröffentlichten „Allgemeinen Deduktion des dynamischen Prozesses oder der Kategorien der Physik“<sup>37</sup> bestimmt Schelling in § 1, daß er sich darauf beschränke, *die allgemeinen Prinzipien aller Naturproduktion zu*

---

<sup>31</sup> Verfasser darf auch auf mehrfache mündliche Äußerungen von Johann Ludwig Döderlein (München), dem Besitzer zahlreicher Familienbriefe Niethammers, hinweisen. Dieser behauptet, aus (allerdings bisher nicht vorgezeigten) Briefen belegen zu können, daß Schelling damals einen „philosophischen Roman“ plante. Dies deckt sich durchaus mit dem allgemein angenommenen Schellingbild. Da der heute vorhandene Text des „Systemprogramms“ mitten im Satz und ohne Gedankenanknüpfung beginnt, könnte es doch so sein: Schelling hat wie im „Bruno“ oder in der „Clara“ hier verschiedene Meinungen im Dialog zur Geltung gebracht. Es braucht also der Text gar nicht unbedingt die Meinung Schellings zu sein. Es können Reizworte eines der Gesprächsteilnehmer gewesen sein, die dann Schelling (oder die Gesprächsfiguren Hegel oder Hölderlin?) beantworten sollten. S. auch Dt. Zs. f. Philos. 1975, S. 744 ff.

<sup>32</sup> Dies war genau die These, die Schelling Goethe vortrug und die dieser akzeptierte.

<sup>33</sup> Das war ein Ziel Schellings um die Jahrhundertwende, nie das Hegels.

<sup>34</sup> Auch Goethe wünschte dies.

<sup>35</sup> Schelling-Ausgabe Schröters, Bd. I, S. 653 ff.

<sup>36</sup> Schröter, a. a. O., Bd. I, S. 659, 661.

<sup>37</sup> Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 635 ff.

*erforschen*. Das aber ist genau das Programm, das wir im sogenannten „Ältesten Systemprogramm des Deutschen Idealismus“ vernehmen und das im Gedankenfeld Goethes liegt. Denn dieser hatte gegenüber der „bisherigen“ Physik den gleichen Vorwurf erhoben, nämlich nur *langsam und an Experimenten mühsam zu schreiten*. Sein Ruf nach einer prinzipiellen Ideen-Untermauerung oder Ideen-Beistellung zielte in gleiche Richtung. Mehr aber als „Beihilfe“ sollte nach Goethes Meinung diese ideelle Forschung nicht leisten. Die Denkrichtungen Goethes und Schellings deckten sich also nur thematisch und funktional, nicht aber im letzten Zweck. Auch der Text des sogenannten „Ältesten Systemprogramms des Deutschen Idealismus“ geht zum Thema der Kunst weiter und zeigt somit deutlich die Pole und Denkschritte des Denkers und des Dichters als gleichgerichtet. Es war verständlich, daß Goethe beim ersten Zusammentreffen mit Schelling diesen Gleichklang spürte und danach handelte.

Walter Benjamin hat in seinem Buche „Goethes Wahlverwandtschaften“<sup>38</sup> den Bezug des Leitwortes „Urphänomen“ für Goethe im Blick zur Kunst aufgezeigt und kommentiert. Ausgangspunkt bleibt ihm hierfür Goethes Naturbegriff. Natur „bezeichnet sowohl die Sphäre der wahrnehmbaren Erscheinungen wie auch die der anschaulichen Urbilder“. Jedes Verhältnis der Kunst zur Natur – bei Schelling wird Kunst potenzierte Natur! – muß am Maßstab „Urphänomen“ abgelesen werden. Urphänomen wird so zum Ideal dessen, was in der Wissenschaft als Idee auftritt. Bei Goethe wird Natur zum *Vorbild*, ausgerichtet am Urbild des Urphänomens. (Allerdings bezweifelt Benjamin Goethes Treffsicherheit für diese Themenstellung. Er meint, „Urphänomen“ könne in der Kunst nicht als Maßstab dienen, denn solche Maßstäbe „liegen der Kunst nicht vor, sie stehen in ihr“.)

Schelling vermerkt in der 14. Vorlesung über die Methode des akademischen Studiums von 1802,<sup>39</sup> daß *der Philosoph die Kunst sogar bis zu der geheimen Urquelle und in die erste Werkstätte ihrer Hervorbringungen selbst verfolgen könne*. Er kann *das Unbegreifliche* der Kunst darstellen. Allerdings kann das nur *das Genie* – und Goethe hat dieses *Unbegreifliche* im Faust II bis zum *Ereignis* gestaltet. Nach Schelling kann nur *das Genie* die Regeln eines mechanistischen Verstandes abschütteln.<sup>40</sup> Goethe war ihm zeitlebens dieses *Genie*, so daß er folgerichtig das Kunstprodukt mit dem Genie-Produkt identifizierte. In diesen Vorlesungen von 1802, also mitten in der Kommunikationszeit mit Goethe, stellte Schelling Kunst- und Naturphilosophie gleichwertig nebeneinander – und er behielt diese

---

<sup>38</sup> Suhrkamp-Verlag Frankfurt am Main; Inselbücherei Nr. 182, 1955, S. 34 ff.

<sup>39</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 371.

<sup>40</sup> Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 616.

Gewichtsverteilung bis zu seinem Ende, bis zu seiner Philosophie der Offenbarung bei. 1802 hieß es: *Philosophie der Kunst* ist dem Philosophen *an und für sich wichtig, wie es z. B. die Naturphilosophie ist, als Konstruktion . . . einer ebenso in sich geschlossenen und vollendeten Welt, als es die Natur ist.*<sup>41</sup> Der Gedankenaustausch zwischen Goethe und Schelling machte sich also beiderseits bemerkbar. Er gab bei Schelling der damals von ihm vertretenen Transzendentalphilosophie Stoff und der bei ihm aufkommenden Identitätsphilosophie Nahrung. Und Goethe vermerkte die von Schelling ihm zukommenden Gedanken jeweils in seinen Arbeitsnotizen und wertete sie meist als Zustimmung und Untermauerung.

In den „Tag- und Jahresheften“ Goethes finden sich weitere Eintragungen, die auf Schellings Teilnahme an Goethes naturwissenschaftlichen Forschungen hinweisen. Für 1798 heißt es: *In der Naturwissenschaft fand ich manches zu denken, zu beschauen und zu tun. Schellings Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert.* Und für 1799 lesen wir: *Und so konnte das Leben nirgends stocken in denjenigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, die wir als die unsrigen ansahen. Schelling teilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er besprach gern mancherlei Physikalisches; ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst.* Ferner für das Jahr 1801: *Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen, sowie ins Philosophische und Literarische . . . Zu Schelling und Schlegel blieb ein tätiges, mitteilendes Verhältnis.*<sup>42</sup> Das deutlichste Zeugnis des Interesses Goethes am jungen Schelling finden wir aber in seinem Brief vom 27. 9. 1800 an Schelling. Hier heißt es: *Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- und dorthin einen Zug verspürt; zu ihrer Lehre ist er entschieden.*<sup>43</sup> Kurze Zeit später teilte Goethe die Gründe für dieses sein Verhalten an Steffens (am 29. 5. 1801) mit. Dabei weist er die oberflächliche, aber allgemein-gültige Naturansicht zurück, nämlich die, Anregung zum Denken zu geben, und führt aus, was er als Wesen der Naturbetrachtung anspricht: daß *beim Anschauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr selbst, ja eine größere zuschreiben, von denen wir uns dürfen leiten lassen, sowohl wenn wir suchen als wenn wir das Gefundene ordnen.* Er

---

<sup>41</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 373.

<sup>42</sup> WA I 35, S. 79, 84, 91 f.

<sup>43</sup> Fuhrmans, a. a. O., Bd. II, S. 259.

fährt fort: *darüber scheint man nur in einem kleinern Zirkel sich zu verstehen.* Und in deutlicher Anspielung auf den Jenaer Kreis fühlt er sich *belohnt*, daß er hier *an jüngern Männern Gesellschaft finde*.<sup>44</sup>

Wie sieht dieser Themenkreis von Schelling her betrachtet aus? Schellings Vorliebe für die Vorsilbe „Ur“ als Präfix fällt bei einer rein äußerlichen Betrachtung auf. Allerdings: die Suche nach einem „Ur“ in allen möglichen Themengebieten war damals häufig, bei Bardili, Fichte, Reinhold begegnet sie uns. Es war also eine Zeiterscheinung, die der damalige Modephilosoph Schelling übernahm – und weit über die Mode hinaus dann beibehielt. Solche Wort- und Begriffsspiele mit einem philosophischen Modewort können auch zur Explikation der angezielten Gedanken ausgewertet werden. Benützen andere dann dauernd solche Stichworte, kommen Epigonen zum Zuge oder es entsteht eine Schule. Schelling jedoch gelang keine Schul-Bildung.

Schellings Suche nach einem Ur-Verhältnis durchzieht sein ganzes System, mag sich dieses auch in epochal verschiedenen Systemen äußern. Selbst noch in der Altersphilosophie, der „positiven“, vertritt er die Aufgliederung in zwei Systeme als Einheit des Systems<sup>45</sup> und damit als eines Urverhältnisses. Bereits die Silbenverbindung belegt, daß es sich für Schelling bei dem Beiwort „ur“ um ein inhaltliches, systemverantwortendes „Phänomen“ handelt, das nicht allein aus der Schelling nun einmal eigenen pastoralen Redeweise erklärbar bleibt.

Wir lesen bei Schelling von: *Urbewußtsein* (Schröter V, S. 30); *Urmensch* (Erg. VI, S. 348); *Urform* (I, S. 47, 52, 101); *Urwissen* (III, S. 270); *Urwissenshaft* (I, S. 52, 162, 566); *Urquelle* (III, S. 381); *Urwist* (V, S. 4); *Urakt* (Erg. VI, S. 52); *Urverhältnis* (Erg. VI, S. 184); *Urmöglichkeit* (Erg. VI, S. 245); *Urkatégorien* (Erg. VI, S. 267); *Urseyn* (Erg. VI, S. 277); *Ureinheit* (IV, S. 25 und V, S. 31); *Urbild* (Erg. I, S. 453); *Urbilder der Dinge* (IV, S. 576 und Erg. VI, S. 294); *Urtat* (Erg. VI, S. 372); *Ursubjekt* (V, S. 347); *Urzufall* (Erg. V, S. 5); *Urbedeutung* (Erg. V, S. 13); *Urverpflichtung* (Erg. V, S. 390); *Ursprache* (Erg. V, S. 412); *Urlebendiges* (IV, S. 575); *Uranfang* (IV, S. 587); *Urwesen* (IV, S. 592) u. a. m.

---

<sup>44</sup> Fuhrmans, a. a. O., Bd. II, Fußnote 5 auf S. 259. Dort der Brief Goethes an Jacobi: *Wie ich mich zur Philosophie verhalte kannst Du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen und ich kann wohl sagen: sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender Synkrisis und Diakrisis wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen . . .*

<sup>45</sup> Schröter, a. a. O., Bd. V, S. 746.

Dagegen finden wir nicht die Wortprägungen Urnatur oder Urkunst. Diese erübrigen sich denn auch, weil Schellings (Jenenser) Naturbegriff die eigene Ursache in sich birgt, also *causa sui* sein könnte. Er umgreift Idee wie Realität von Natur und Kunst, d. h. seiner Potenzen. Die Rückzeichnung auf ein Urverhältnis entfällt bei der Kunst deshalb, weil *Philosophie der Kunst nur die Wiederholung* des Systems der Philosophie, die ja vordergründig damals „System der Naturphilosophie“ war, *in der höchsten Potenz* ist.<sup>46</sup> Materialistisch interessant aber erscheint der Ausdruck *Urform der Wissenschaft* (I, S. 61, 67), weil hier Wissenschaft „urtümlich“ als abhängig von einem Externen ihrer selbst gefaßt wird.

Für die Philosophie nahm Schelling damals eine Para-System-Zeichnung zwischen Natur und Kunst an. In der Jenenser Vorlesung von 1802 über die Kunstphilosophie hören wir, daß *die Kunst . . . als ein geschlossenes, organisches und ebenso in allen seinen Teilen notwendiges Ganzes* erscheint, *als es die Natur ist*.<sup>47</sup> Dabei ergibt sich für die Philosophie, daß die Kunst *das Reale, Objektive, die Philosophie das Ideale, Subjektive ist*.<sup>48</sup> Immer aber bleibt die Kunst in denkerisch greifbarer Naturnähe. *Philosophie der Kunst ist Wissenschaft des All in der Form oder Potenz der Kunst*.<sup>49</sup> Dieses Pol-Verhältnis zwischen Natur und Kunst stellt sich für Schellings damalige Philosophie grundlegend. Er benutzt es zur Exemplifikation des Unterschiedes zwischen Philosophie und spezialwissenschaftlicher Theorie. Sein Denkansatz kehrt aber auch zu diesen beiden Polen zurück, wenn er das All „konstruieren“ will. Es geht um *Form* oder *Potenz* von Natur und Kunst. Und dabei stellt die Philosophie im Bereich der Naturphilosophie *nicht die wirklichen Dinge, sondern ihre Urbilder dar*<sup>50</sup>. Und er fügt hinzu: *aber ebenso die Kunst*. Doch das sagte Schelling nur 1802 in Jena und kurz danach nochmals in Würzburg, später nicht mehr. Und unter dem Einfluß von Goethes *Urphänomen* hieß es damals: *Die wirklichen Dinge sind nur unvollkommene Abdrücke* der Urbilder. Urbild wird Schelling zur Idee: *Die Philosophie beantwortet diese Frage* [sc. den Hervorgang des Besonderen aus dem Allgemeinen] *durch die Lehre von den Ideen oder Urbildern*.<sup>51</sup> Wie bei Goethe finden wir bei Schelling also den platonischen Idee-Gedanken. Und keineswegs un-goethisch hören wir: *Auch die Kunst schaut das Urschöne nur in Ideen als besonderen Formen an*. Und Schelling kommt bereits damals zum Ar-

---

<sup>46</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 383.

<sup>47</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 377.

<sup>48</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 384.

<sup>49</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 388.

<sup>50</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 389.

<sup>51</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 390.

canum seines ganzen, meiner Meinung nach einheitlichen und sich nur in epochal differenteren Systemen darstellenden „Systems“: zur Mythologie, in welcher die *allgemeine Darstellung der Ideen* Nahrung wie Heimat hat.

Goethe mag die Stelle *Nach meiner ganzen Ansicht der Kunst ist sie selbst ein Ausfluß des Absoluten*<sup>52</sup> wohl etwas anders gelesen haben als heute die Philosophie den Begriff des Absoluten einschätzt. Aber Schellings Absolutheitsbegriff neigte damals zur Natur und konnte Goethes Harmonie-Lehre in gewissem Sinne vertragen. Es war unter diesem Absolutheitsbegriff alles unterzubringen, so daß Hegel zu Recht in *diesem Absoluten* die Nacht sah, *worin, wie man zu sagen pflegt, alle Kübe schwarz sind* (Vorrede zur Phänomenologie des Geistes, 1807). Und Hegels Rüge gegen diese *Eintönigkeit und die abstrakte Allgemeinheit für das Absolute* hat Schelling tatsächlich verdient. Denn im Briefe vom 25. 5. 1801 an Goethe hatte er geschrieben: *daß alles Setzen nur ein Setzen des Unendlichen ist. Es folgt wenigstens unmittelbar daraus, daß es nur Einen Gegenstand des Erkennens in allem Erkennen, und also auch durchaus nur Eine Erkenntnis giebt*<sup>53</sup>. Damit wird das „Absolute“ im Fichteschen Subjektivismus auf einen objektiven Idealismus hin vergegenständlicht. Es bleibt aber ein „Absolutes“, wenn die Bemerkung auch als ein frühzeitiger Anstoß für Schellings „Durchbruch aus der Subjektivität in die Objektivität“<sup>54</sup> gedeutet werden kann.

Dieses Streben nach Einheit – sei es nun in subjektivem oder objektivem Denkansatz – kongruiert mit Goethes Lieblingsthema der *Harmonie*. Solche Harmonie setzte Goethe deutlich der Dialektik entgegen. Deshalb kam er mit Hegels dialektischem Denken nie so zurecht und fürchtete sich immer etwas vor dessen Folgen. Der Gegensatz hierzu war ihm eine „Harmonielehre“, die er beim Jenenser Schelling als philosophischen Beitrag akzeptierte. Als der alte Goethe mit Hegel sich abstritt, kam eine Bemerkung auf, die deutlich an Schelling erinnerte. Eckermann berichtet darüber am 18. Oktober 1827. Goethe hatte auf Verdrehungskünste der Pseudodialektiker hingewiesen, und Hegel hatte solche Künstler als *geistig krank* verspottet. Goethe fuhr fort: *Da lobe ich mir das Studium der Natur, das eine solche Krankheit nicht aufkommen läßt. Denn*

---

<sup>52</sup> Schröter, a. a. O., Bd. III, S. 392.

<sup>53</sup> Fuhrmans, a. a. O., Bd. II, S. 330. Der Brief war durch die Übersendung eines Fichteschen Buches veranlaßt worden. Den Gedanken dieses Buches, eines Antwortschreibens Fichtes an Reinhold, tritt Schelling bei, der gerade in den Monaten April–Mai 1801 sich langsam von Fichte entfernte und immer wieder auf eine Antwort Fichtes über seinen „Vorstoß zur Identitätsphilosophie“ wartete.

<sup>54</sup> Siehe Karl Jaspers, Schelling. Größe und Verhängnis, München 1955, S. 97. Jaspers zeichnet dieses „Motiv“ als in der Naturphilosophie Schellings bereits ansetzenden Gedanken, der bis in die „positive“ Philosophie des Berliner Schelling virulent geblieben sei.

*hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu tun, das jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung seines Gegenstandes verfährt, sogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektisch Kranke im Studium der Natur eine wohltätige Heilung finden könnte.* erinnert die Grundhaltung dieser These nicht an Schelling, der 1802 in Jena in den „Fernerer Darstellungen aus dem System der Philosophie“ festgehalten hatte: . . . *daß, wo in der Philosophie ein Grundstein der Erkenntnis gelegt wird, ehe die Wissenschaft zur Allgemeinheit durchgebrochen ist, bald ein Widerspruch gegen ihn existiert, daß nur die letzte Totalität alles faßt und in sich trägt und allen Widerstreit endet, und nur in ihr alles seine bleibende Stelle findet.*<sup>55</sup>

Diese Verwandtschaft von Goethes Harmonielehre mit der sich ankündigenden, den Widerstreit ein für alle Male enden lassen wollenden Identitätsphilosophie Schellings zwingt den Philosophen zum Selbstbekenntnis: *so hege ich wenigstens diese vollkommene Gewißheit, daß wenn dieses System einmal in seiner Totalität dargestellt und erkannt ist, die absolute Harmonie des Universums und die Göttlichkeit aller Wesen in den Gedanken der Menschen auf ewig gegründet sein werde.*<sup>56</sup> Goethes Harmonielehre durchpulst Schellings „System“ von Anfang an bis zur letzten Systematisierung in der „positiven“ Philosophie. Insofern kann Schellings Philosophieren nicht als „systemlos“ gewertet werden.<sup>57</sup> Eine Etappe dieser Systementwicklung bildet die Erlanger Zeit Schellings. Hier, 1821, nach Abstand von der Transzendentalphilosophie und im weitgehenden Ausbau einer Alleinheitsphilosophie kommt „Harmonie“ im Schellingschen Denkbereich dadurch zum Ausdruck, daß *in allen Widersprüchen der Systeme untereinander . . . doch zuletzt nur Ein großer Widerspruch, ein Urzweist ist.*<sup>58</sup>

---

<sup>55</sup> Schröter, a. a. O., Erg. I, S. 454.

<sup>56</sup> Ebenda.

<sup>57</sup> Lieblingsthema aller Schellinginterpreten ist die Frage, ob Schelling als „Systematiker“ anzusprechen ist. Heidegger, Jaspers, Sandkühler, Fuhrmans setzen die Akzente jeweils verschieden, meist aber doch nur bedingt bejahend, die Verneinung durchblicken lassend. Jürgen Habermas läßt sogar Schellings „System“ in „zwei Teile zerspringen“, die Para-System-Eigenschaft zwischen dem System der Negativen Philosophie und der Positiven Philosophie verkennend (siehe Theorie und Praxis, Neuwied, 3. Aufl. 1969, S. 142). Demgegenüber kann – unter ausdrücklicher Berufung auf Schelling – dessen ganzes, perennierendes Denken als ein System gedacht und kritisch bedacht werden. Schelling sagte selbst (siehe Schröter, a. a. O., Bd. 3, S. 4), daß sein System einheitlich und ohne Systemänderung sei. Gegenwarts kritik kann – wie es Manfred Buhr auf dem Schelling-Gedenken der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena 1975 festhielt – zusammenfassend sagen: Schellings Philosophieren vertritt einen „Systemanspruch ohne dessen Realisierung“.

<sup>58</sup> Schröter, a. a. O., Bd. V, S. 4.

Diesen aber überrundet die *Idee des Systems*, die sich als Eine darstellt. Also die *Idee des Systems überhaupt setzt den notwendigen und unauflösbaren Widerstreit der Systeme voraus: ohne diesen würde sie gar nicht entstehen*.<sup>59</sup> Der Urzweist und die Harmonie bleiben erhalten, aber keineswegs dialektisch verbunden, sondern ideell (und idealistisch) in Eins gelegt. So mag Schellings Kommunikation mit Goethe nachgewirkt haben.

Doch kehren wir in die Jenenser Zeit Schellings zurück. Goethe hatte nach der Übersendung des „Systems des transzendentalen Idealismus“ am 19. 4. 1800 an Schelling unter dem Vorbehalt des Noch-nicht-ganz-gelesen-Habens (*so weit ich gelesen*) anerkennend *Vorteile* aus diesem Werke für den entdeckt, *dessen Neigung es ist, die Kunst auszuüben und die Natur zu betrachten*.<sup>60</sup> Schelling wollte auf alle Fälle über einfache oder kontemplative Naturbetrachtung hinaus. Wahrscheinlich hatte er dies auch in der Silvesternacht, die nach damaliger Sitte das neue Jahrhundert am 31. 12. 1800 einleitete, Goethe und Schiller gegenüber entwickelt. Denn Goethe hatte zu dieser *Säkular-Empirie*, die er mit Schiller in Weimar feierte, eigens Schelling herüberbestellt. Er wollte gegenüber dem ersten, aber pathetisch vorgehenden Schiller, dessen Reden sich dem Thema der Freiheit meist zuwandten, an Schelling *einen tüchtigen Hinterhalt* für das Thema der Natur haben.<sup>61</sup> Doch Schelling begnügte sich nicht mit der Forderung des „Anschauens“ der Natur. Dasselbe galt ihm für die Kunst. Die Rückbindung zum Absoluten umgriff beide Themenbereiche.<sup>62</sup> Aber dies verlangt eine „Konstruktion“, also Denkergebnisse. Solche „Konstruktion“ leistet nur der Philosoph.

Das letzte Zusammentreffen Goethes mit Schelling soll am 20. Mai 1803 nach Goethes Eintragung im „Tagebuch“ (er vermerkt: am 15. Mai zusammen mit Schiller, am 20. Mai allein) stattgefunden haben. Schelling wollte damals zusammen mit Caroline nach Italien, landete aber letzten Endes als Professor in Würzburg.

Die Jahre der Kommunikation mit Goethe haben aber für die Schellingsche Philosophie noch einen anderen Aspekt. Es ist der *aufrichtige Jugendgedanke* Schellings, den wir in diesem gegenseitigen Gedankenaustausch suchen müssen und auch finden können. Karl Marx hatte geschrieben: *Es wäre dem Herrn Schelling überhaupt zu raten, seiner ersten Schriften sich wieder zu besinnen*.<sup>63</sup> Er zitierte dabei aus der 1795, also vor Jena, entstandenen Schrift „Vom Ich

---

<sup>59</sup> Ebenda, S. 5.

<sup>60</sup> Fuhrmans, Bd. II, S. 221.

<sup>61</sup> Siehe Fuhrmans, Bd. II, S. 301, Fußnote 2.

<sup>62</sup> Siehe Schellings Brief an Schlegel v. 3. 9. 1802 bei Fuhrmans, Bd. II, S. 436.

<sup>63</sup> In den Anmerkungen zur Doktordissertation; MEW, Erg. I, S. 369.

als Prinzip der Philosophie“, die Schelling noch unter dem totalen Einfluß von Kant und Fichte geschrieben hatte. Später, am 3. 10. 1843, bittet Marx Ludwig Feuerbach sehr dringend um einen Beitrag zu den geplanten „Deutsch-französi-chen Jahrbüchern“ (damals noch als „Französisch-deutsche Jahrbücher“ bezeich- net), den man mit Fug und Recht als „Antischelling“ bezeichnen darf.<sup>64</sup> Feuer- bach entsprach der Bitte nicht, da ihm das Thema mangels genauer Kenntnis der Schellingschen Philosophie nicht allzu geläufig war. Hier schreibt Karl Marx vom *aufrichtigen Jugendgedanken Schellings*, den es bei der geplanten Kritik doch mit einzuflechten gelte. Heute können wir die „Aufrichtigkeit“ dieses Schel- lingschen Denkens vor allem in der Zeit der Kommunikation mit Goethe er- spähen. Dabei können wir aus dem beiden gemeinsamen Grundansatz, aus- gezeichnete Themen durch Präfixe von „Ur“ zu hinterfragen, auf einen grund- legenden Stoff verweisen. Schelling stellte in seiner „Goethe-Zeit“, die ja be- reits vor Jena mit einem Blick auf Goethe beginnt und den Drang nach Jena beinhaltet, die *Grundfrage der Philosophie*. Zwar nicht erschöp- fend und in ihrer Tiefenwirkung, aber er streifte sie, und zwar in einer Formu- lierung, die heute als für die damalige Zeit äußerst fortschrittlich angesprochen werden kann. Im Blick zu Natur und Kunst hatte er den Denkdurchbruch zum Objekt anvisiert und auf einem *Dualismus bestanden*, den er als *Gegensatz* zwi- schen *Geist und Materie* deutete.<sup>65</sup> Und blutjung, 1797 (erneut dann in der Zweitaufgabe 1803), hatte er in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft“ einen durchaus materialistischen Denkansatz vertreten. Er setzt *die Dinge als unabhängig von unsern Vorstellungen*.<sup>66</sup> Er schreibt da: *Diese Identität des Gegenstandes und der Vorstellung hebt nun der Philosoph auf, indem er fragt: Wie entstehen Vorstellungen äußer- rer Dinge in uns? Durch diese Frage versetzen wir die Dinge a u ß e r u n s , s e t - zen sie voraus als unabhängig von unsern Vorstellungen*.<sup>67</sup> Damit leistet Schelling

<sup>64</sup> Siehe Werner Schuffenhauer, Ludwig Feuerbach. Briefwechsel, Leipzig 1963, S. 178 ff.

<sup>65</sup> Schröter, a. a. O., Bd. I, S. 703.

<sup>66</sup> Schröter, a. a. O., Bd. I, S. 665.

<sup>67</sup> Der Gedanke verwischt sich sofort bei Schelling wieder. Auch der „Durchbruch zum Objekt“, den die heutige Schelling-Interpretation so sehr lobt, wird verwässert, allein schon deshalb, weil dieser Durchbruch nicht objektiv, sondern subjektiv-objektiv erfolgt. In der „Zeitschrift für spekulative Physik“ schreibt Schelling bereits 1801: *Mir ist, wie sie aus dem System des Idealismus ersehen konnten, das Objektive selbst ein zugleich Ideelles und Reel- les; beides ist nie getrennt, sondern ursprünglich (auch in der Natur) beisammen; dieses Ideal-Reale wird zum Objektiven nur durch das entstehende Bewußtsein, in welchem das Sub- jektive sich zur höchsten (theoretischen) Potenz erhebt*. Siehe auch Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 721.

einen Beitrag zur geschichtlichen, vormarxistischen Entwicklung der Grundfrage der Philosophie, den er zwar bald zurücknahm, der aber doch interessant bleibt.

Der Jenenser Schelling nimmt zwei Grundwissenschaften an: heute würden wir sie bezeichnen als Materialismus und Idealismus.<sup>68</sup> Diesen Dualismus hält er in dem 1800 Goethe als erstem zugesandten und von diesem akzeptierten Buche „System des transzendentalen Idealismus“ fest. Wer diese Thesen nur geschichtlich als anfängliches Weiterführen über Fichte hinaus oder systematisch als idealistisch gangbaren Schritt vom Bewußtsein zum Selbstbewußtsein und dessen Strukturbestimmtheit untersucht, sieht das wichtigste Moment der damaligen Jugendgedanken Schellings nicht.<sup>69</sup> Die beiden Grundwissenschaften, die Schelling im „System des transzendentalen Idealismus“ konzipiert, fragen, ob das Subjekt oder das Objekt *zum Ersten* zu machen sei. Materialistisch meint er, *im Begriff der Natur liegt es nicht, daß auch ein Intelligentes sei, was sie vorstellt*. Ferner: *Die Natur, so scheint es, würde seyn, wenn auch nichts wäre, was sie vorstellt*. Die so berühmt gewordene Altersfrage Schellings, auf der in unserer Zeit Martin Heidegger weite Passagen seines Philosophierens aufbaute, warum denn überhaupt Sein sei und nicht Nichts, klingt hier vom gegenteiligen Denkansatz aus an. Schelling tritt – damals, 1800 – deutlich für eine dem Materialismus verwandte Antwort ein. *Das Objektive zum Ersten zu machen und das Subjektive daraus abzuleiten*, beherrschte sein Denken. In der ebenfalls 1800 entstandenen „Allgemeinen Deduktion des dynamischen Prozesses oder der Kategorien der Physik“ wird am Ende dieser *Punkt*, den wir heute als die Grundfrage der Philosophie ansprechen (Schelling nannte es damals *die Hauptaufgabe der Philosophie* <sup>70</sup>), geklärt: *So können wir, nachdem wir einmal auf diesem Punkt angekommen sind, nach ganz entgegengesetzten Richtungen – von der Natur zu uns, von uns zu der Natur geben, aber die wahre Richtung für den, dem Wissen über alles gilt, ist die, welche die Natur selbst genommen hat.*<sup>71</sup>

Das waren wertvolle Früchte der Kommunikation mit Goethe, dieses Hervorheben der Materie gegenüber dem Geist, damals unter den Stichworten

---

<sup>68</sup> Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 340.

<sup>69</sup> So Adolf Schurr, Philosophie als System bei Fichte, Schelling und Hegel, Stuttgart 1974, S. 158 f.

<sup>70</sup> Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 342.

<sup>71</sup> Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 711 f. In der Auseinandersetzung mit Eschenmayer kam Schelling 1801 zu einer ebenfalls materialistisch deutbaren Gedankenprägung. Wir lesen: *Mehrere haben, weil von Natur- und Transcendental-Philosophie als entgegengesetzten gleich möglichen Richtungen der Philosophie die Rede war, gefragt, welcher von beiden denn die Priorität zukomme. – Ohne Zweifel der Naturphilosophie, weil diese den Standpunkt des Idealismus selbst erst entstehen läßt und ihm dadurch eine sichere, rein theoretische Grundlage verschafft* (Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 726).

Natur gegenüber Intellekt oder Objekt gegenüber Subjekt aufgefädelt und materialistisch nicht zu Ende gedacht. Denn Schelling legte der Natur eine *Identität* bei, ja er sagt sogar, daß sie *ursprünglich identisch ist mit dem, was in uns als Intelligentes und Bewusstes erkannt wird*.<sup>72</sup> Dieser undialektische Identitätsbegriff stört, er verträgt sich auch nicht ganz mit Schellings kurz vorher vertretener Aussage einer intelligenzfreien Natur. Aber: er lenkt zu Goethe hin. Subjekt und Objekt verschwistern sich schon damals bei Schelling, und es kommt für ihn zur *Harmonie*. *Wie zugleich die objektive Welt nach Vorstellungen in uns, und Vorstellungen in uns nach der objektiven Welt sich bequemen, ist nicht zu begreifen, wenn nicht zwischen den beiden Welten, der ideellen und der reellen, eine vorherbestimmte Harmonie existiert*.<sup>73</sup> Schelling unterstrich im Text die Worte *vorherbestimmte Harmonie* selbst. Er brauchte sie also im Widmungsexemplar an Goethe nicht erneut anzumerken.

---

<sup>72</sup> Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 341.

<sup>73</sup> Schröter, a. a. O., Bd. II, S. 348.